

Erweiterung des dichterischen Raumes?

Von HUBERT BECHER S. J.

Der Versuch, auf Grund einer Zusammenschau der wichtigsten Roman-dichtungen des letzten Jahrzehnts ein Urteil über die Strömungen des Geistes der Zeit zu gewinnen, erscheint auf den ersten Blick wie eine Versuchung. Sie befällt fast notwendig jeden, der inmitten der Unordnung der Gegenwart noch an einen Sinn und eine Zielrichtung unseres geistigen Lebens glaubt. Zusammenbruch und Zeitenwende sind Worte, die jedem auf die Lippen kommen. In ihnen verspüren wir das Er-schrecken über unser Schicksal und die Hoffnung auf eine bessere Zu-kunft. Beide Empfindungen erstarken und klären sich, wenn man sich ein Herz faßt, die bittere Wirklichkeit ganz aufzunehmen und sie auf ihre letzten Wurzeln zurückzuführen. Man entdeckt dabei das Keimhafte und Fruchtbare neuer Kräfte, die sich aus Trümmern, aus Verwesung und Asche zum Licht emporzuringen anschicken.

Die Dichter als Kinder und Gestalter des Geistes oder der Geister der Zeit gehen immer dem Nachdenken und der Prüfung voraus und rufen nach bewußter Deutung ihrer Ahnungen und Gesichte. Die in uns aufstehende Versuchung kann darum keine Verführung zum Bösen sein; sie ist Sehnsucht und Hoffnung. Wer ihr Raum gibt, hat sich nur zu fragen, ob er nicht mit unzulänglichen Mitteln an sein Werk geht, ob er nicht zufällige Erscheinungen in eine Einheit fügt oder ein Ganzes zu schaffen unternimmt aus einer zufälligen Summe von Einzelheiten, wo-bei er Wichtiges übersieht oder vergißt.

Wir wollen diese Gefahr auf uns nehmen in dem — wohl nicht unberichtigten — Gefühl, daß die Betrachtung zeitgenössischer Dichtungen uns zu einer Reihe von Erkenntnissen führt, die in ihrer Gesamtheit doch ein einheitliches Bild aus Licht und Schatten formen.

Die Romandichtung soll im Vordergrund unserer Betrachtung stehen; Drama und Lyrik werden im Hintergrund bleiben und nur nebenbei berücksichtigt werden. Denn wenn der Roman auch nicht immer Höhepunkte künstlerischer Formung erreichte, so hat er doch stets den An-spruch erhoben, die Breite des Lebens einzufangen und zur Darstellung zu bringen.

Der erste Eindruck, den die erzählende Literatur der Gegenwart er-weckt, ist der des Zufälligen und Chaotischen. Nur verhältnismäßig wenige Bücher von Rang sind erschienen. Mann, Werfel, Hesse, Wiechert, Langgässer, Gertrud von le Fort wurden am meisten gelesen. Eine Fülle von Übersetzungen, aus dem Englischen vor allem, kommen hinzu, aber diese sind doch wohl mehr zufällige Günstlinge einer erst mühsam in Gang kommenden Verlagstätigkeit. Wenn sie so zahlreiche Leser finden, wirkt dabei nicht nur der Mangel an Büchern mit und nicht nur die in

den politischen Verhältnissen begründete Neugier. Der deutsche Leser findet sich bei Hemingway, Wolfe usw. merkwürdig nahe angesprochen.

Der amerikanische Roman der Gegenwart gehört auch uns, wie im 19. Jahrhundert die nordische und russische Dichtung. Er verdiente eine eigene und eingehende Würdigung.¹ Mag auch die geschilderte Welt in ihrer Großräumigkeit, in der jungfräulichen Urkraft ihrer Natur, in der Rücksichtslosigkeit der gesellschaftlichen Verhältnisse unsere Ordnungen und Unordnungen übersteigen, ein wesentlicher Unterschied zu unserer Lage besteht nicht. In der Form der Darstellung ist die amerikanische Prosadichtung europäischen Vorbildern (Proust, Joyce) verpflichtet, die auch ihre deutschen Nachahmer gehabt haben (z. B. Döblin). Der nüchterne, entsetzlich krasse Realismus ist jedoch in Amerika weniger die Folge einer gewissen Übersättigung an der höheren Kultur, sondern der Ausdruck barbarischer Gesundheit. Der erste, stärkste Eindruck der Romane ist der einer unbedingten Echtheit und Wahrheit. Das Vitale steht im Vordergrund. Das Unruhig-Flutende des Lebens, der Kampf, der Genuß, die Herrschaft der Maschine, das Elend der Massen, der Wirbel der Besitzverhältnisse, die ungezügelte Leidenschaft, die maskenhafte Hohlheit des Fassadenmenschen — und wieder das lebendige Vertrauen auf das Wachsen in Natur und Menschenwelt, die Sehnsucht nach einer sittlichen Ordnung —, dies alles findet seine Darstellung. Die Härte des Lebens, wie sie etwa Hawthorne schilderte, ist geblieben, aber wie weit entfernt ist man von jener ethischen und psychologischen Folgerichtigkeit, die im „Scharlachroten Buchstaben“ ein menschliches Drama ablaufen läßt und im Sieg der Gerechtigkeit befriedigend endet.² Und dennoch wird der Leser gebannt durch die innere seelische Echtheit der Hemingway, Faulkner, Steinbeck, dos Passos usw., die den Schein entlarvt und auch kein metaphysisches Gebäude errichtet, weil es nicht in der Wirklichkeit vorhanden ist.

Dies scheint uns der Kern jener Dichtung zu sein: Das Chaos, die Not, der Schrei des unerlösten Menschen wird sichtbar und hörbar. Jene Welt steht auf der Stufe der Adventszeit vor der Geburt Christi. Man ruft, daß die Wolken herabtauern und die Erde sprieße. Gewiß sind

¹ Vgl. Joseph Warren Beach, Amerikanische Prosadichtung 1920—1940. (351 S.) Paul Pattloch Verlag, Aschaffenburg 1947. Das Buch gibt eine überaus ansprechende, wahrhaft menschliche Würdigung der hervorragendsten Dichter und Dichtungen der Vereinigten Staaten. Es sucht nicht die im luftleeren Raum geltenden philosophischen oder ästhetischen Gesetze festzustellen; wichtiger ist dem Verfasser, herauszuarbeiten, wie die amerikanische Seele, bedrückt und herausgefördert durch die Macht der landschaftlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Kräfte und Verhältnisse, dem Zweifel und der Verzweiflung unterliegt oder sich über sie zu erheben und zu sich selbst zu finden sucht. Dabei ist es nicht der kleine oder mittelmäßige oder große Einzelne, von dem ein Dichter zu sagen weiß. Vielmehr ist es die menschliche Gemeinschaft, die im Kampf mit der Natur, im breitesten Sinn der Materie, steht.

² Nathanael Hawthorne, Der scharlachrote Buchstabe. (290 S.) Karl Alber, München 1947.

Kirchen da und Kirchendiener, aber es geht kein Segen von ihnen aus und keine Erlösung. In besonderen Stunden beten die Menschen, rufen nach Gott, beteuern, seinen Willen tun zu wollen, wenn er sie von ihrer Qual befreit. Wenn etwa der grausame Tod sein zerstörendes Werk getan hat, bricht die Verlassenheit aus; man ruft gegen einen verschlossenen Himmel und — erstarrt: „Es war, als ob man einer Statue Lebewohl sagt. Nach einer Woche ging ich hinaus und verließ das Krankenhaus und ging im Regen ins Hotel zurück.“³

Es ist in der Tat so, als ob Christus nicht erschienen wäre. Das Schicksal herrscht, jenes fatum, das jeden befällt und auch die menschliche Gesellschaft blind mit sich fortreißt. Die seelische Kraft, der Blick für die Wahrheit, der Sinn für die Gerechtigkeit, das instinktive Vertrauen auf einen Sinn des Lebens ist noch in der Menschenwelt. Wie die ewige Natur immer wieder blüht und Früchte bringt, greift auch der Mensch seine Werke an, bezwingt er in der Technik die Kräfte der Welt, entfaltet er in der Liebe die Schwingen der Freude und Beseligung, eignet er sich in Wissenschaft und Forschung die geistigen Güter der Menschheit an. Aber er findet kein Genügen. Vielleicht begegnet ihm in einer Gnadenstunde die Erzählung von dem reichen Jüngling im Evangelium, liest er das Wort, daß man, um vollkommen zu sein, alles verkaufen und Ihm nachfolgen müsse. Aber der dem Reichtum des Diesseits Verfallene hat Augen und sieht doch nicht, hört und versteht doch nicht.

Das ist das Erschütternde, was uns der amerikanische Roman vermittelt: daß im 20. Jahrhundert nach Christi Geburt Christus doch noch nicht geboren ist. Wenn jene Dichter dies mit einer solchen Echtheit aussprechen, dann sind sie in Wirklichkeit auch die Diagnostiker unserer europäischen Kultur. Daraus erklärt sich ihre Wirkung auf uns, eine Wirkung, die schon Naehahmer auf den Plan ruft. Daß im Theater der gleiche Geist lebt, ist verständlich. Auch hier begegnet uns die scharfe, nüchterne, mitleidlose Analyse, die das Abgrundige des Herrn Gerstenberg und aller seiner Zeitgenossen bis zum General des Teufels ans Licht bringt.

Wir möchten die Erschütterung, die von hier ausgeht, nicht als Untergang und Zusammenbruch werten. Uns scheint jene unbedingte Echtheit und Treue die notwendige Voraussetzung einer Zukunft zu sein, in der die kranken und verwundeten Kräfte des natürlichen Lebens ihre Erlösung finden.

Im äußersten Gegensatz zur amerikanischen Dichtung steht der idealistische Kulturroman, wie ihn etwa Thomas Mann und Hermann Hesse pflegen. Thomas Mann, dessen Faustbuch uns noch eingehend beschäftigen wird, hat in seiner „Lotte in Weimar“ den geistigen Ahnen beschworen, in dessen Zeichen noch heute diese Dichtung steht. Der allseitige Mensch

³ Ernest Hemingway, In einem andern Land, Schlußsatz.

eines edlen Humanismus, die Humanität als System ist der Inhalt, auch wenn abseitige Menschen, Karikaturen, Trümmer, selbst Zerstörer des Menschlichen geschildert werden. Die psychologische Wissenschaft hat diese Dichter gelehrt, alle, auch die feinsten Seelenregungen zu erspüren. Mit Vorliebe sogar werden jene halben Empfindungen, jene Ahnungen, in denen sozusagen das Reinmaterielle noch auf dem Übergang zum Vitale ist, wo das Vitale in das Animalische und dieses ins Geistige mündet, dargestellt. Keine ferne Kultur, kein geistiges Gebiet bleibt dem Dichter fern. Der ganze Besitz der europäischen Menschheit wird hineingezogen. Selbst die Mathematik und Musik werden dem Wort unterworfen und durch das Wort zugänglich. Die Sprachgewalt im Sinne des Könnens paßt sich jeder einzelnen Gestalt, jeder einzelnen Zeit an. An der Meisterschaft, mit der etwa Mann die Zeitgenossen Goethes beschwört, mit der er ihn selbst wie seinen Kammerdiener in der größten Intimität, als Geheimrat, mit seinem weisen und zugleich verzichtenden Herzen zu Papier bringt, kann niemand zweifeln. Aber er bringt ihn eben, nach unserer Überzeugung, zu Papier. Seine hohe Stilkunst wird Manier. Der humane Mensch ist hohl, voll leerem Pathos. Man schaut in das Innerste, spürt, daß er so gewesen sei, gesteht, daß es sich um eine Leistung der Wortkunst handelt, wird sich bewußt, daß der autonome Mensch ein Mikrokosmos sei, aber am Ende steht doch eine Enttäuschung: die Unfruchtbarkeit einer in sich geschlossenen Welt. Im wohldurchwärmten Zimmer, dessen Schmuck reiche Kostbarkeiten aus allen Zonen und Jahrhunderten sein mögen, läßt sich diese Literatur genießen. Aber wie welt wird sie, wenn man nur einen Augenblick die frühlingsreiche Natur sieht, nur einmal sich von Wintersturm durchbrausen, von einem Regenguß durchnässen läßt! Ein Gang durch die Trümmer einer kriegsdurchtobten Stadt, durch die Hallen einer Fabrik, die Halden des Kohlenreviers, nur einmal eingekilt sein in die Massen der Arbeiter, die ihre Arbeitsstätten verlassen oder den Vorortzügen entsteigen, nur einmal dem Spiel der Kinder zusehen, die halb zerlumpt sich am Sandhaufen vergnügen — und man wird den Abstand inne, der die Welt dieser Dichtung von der Wirklichkeit scheidet. Und dies trotz der Anerkennung ihres Realismus, ja Naturalismus, ihrer geistigen Fülle und Gestaltungskraft.

Daß dieser Humanismus in den besten Werken und in den einsichtigsten Dichtern nicht mehr recht an sich selbst glaubt, kann das Glasperlenspiel Hermann Hesses (vgl. diese Zeitschrift 142 [1948] 146 ff) belegen. Aber auch in andern Dichtungen tritt diese Müdigkeit zutage. Die andere Form des Humanismus, die sich mehr auf das Instinktive und Irrationale gründet, wie etwa bei Ernst Wiechert, zeigt nicht minder einen Pessimismus, der die stoische Gelassenheit des einfachen Lebens als Täuschung erkannt hat und dem Untergang der Jerominkinder als unausweichlichem Geschehen im Gang des blinden Schicksals zuschaut.

Die höchste Idee dieser Weltanschauung ist eben die reine Menschlichkeit, die im äußersten, mindestens aber im inneren Sieg sich selbst genug ist. Sünde und Schuld sind Unglück; das Böse ist da, es wirkt als Anreiz auf die wahren und eigentlichen Kräfte der Menschen und der Welt. Ihren deistischen Ursprung kann diese Anschauung nicht verleugnen; vielfach ist sie sogar zum Atheismus des in sich geschlossenen Einzelwesens oder der menschlichen Gesellschaft geworden. Nunmehr erleben wir, wie sich das Prunkgewand, das die deutsche Klassik und der Idealismus um den Menschen zu legen begannen, allmählich in seine einzelnen, noch vielfach gleißenden Fäden auflöst und zu Staub wird. Die Gegensätze berühren sich: Das unerlöste Menschentum, das von Amerika uns in der Dichtung nahegebracht wird, begegnet der Untergangsstimmung des Abendlandes.

Inmitten dieses Zerfalls erscheint nun in Romanwerken auf einmal eine Welt, die über das Naturhafte und Reinmenschliche hinausragt. Das Dämonische und das Göttliche werden wieder entdeckt. Während man vor einigen Jahrzehnten noch versuchte, das Böse wie das Außerordentliche der Begnadung psychologisch zu erklären und auf geheime, mythische Kräfte zurückzuführen (vgl. Scholz, Kolbenheyer, Schmid-Noerr usw.), beginnt man es wieder als eigenständige, bedrohende oder heilende, verderbliche oder beglückende übermenschliche Macht zu erkennen, die in den Bereich dieser Welt eingreift und sie verwandelt.

Die Ursprünge dieser Anschauungen mögen in der russischen Dichtung und Spekulation liegen. Soviel wir wissen, gelangten sie zuerst in Frankreich zu reiner Formung. Ein Buch wie „Die Sonne Satans“ kann als Beweis gelten. Das Böse ist eine außer und über dem Menschen stehende Gewalt, die eine irgendwie als Person gefaßte Quelle hat. In dem sich der Mensch gegen den Dämon wehrt und dabei die Hilfe eines wirklichen und wirkenden Gottes erfährt, gestaltet sich der Mensch, erscheint die Erde als Wohnort von Sündern und Heiligen im christlichen Sinn. Bernanos und Claudel sind die hervorragendsten Zeugen einer neuen Begegnung von Natur und Übernatur, von Himmel und Hölle auf dem irdischen Schauplatz.

Das Eigentümliche und Neue der dichterischen Gegenwart auch in Deutschland ist damit bezeichnet.

In dem „Lied von Bernadette“ hat Franz Werfel es unternommen, das wunderbare Geschehen von Lourdes mit den Augen eines Gläubigen zu sehen und darzustellen. Das Wunder im strengen Sinn des Wortes wird Wirklichkeit. Der jüdische Dichter, der schon früher den Realismus als Innerlichkeit gefordert und sich zum Glauben an einen wahrhaftigen Gott bekannt hatte, der eine Zeitlang sich sogar ernst mit dem Gedanken trug, katholisch zu werden, schrieb sein Werk als Gabe der Dankbar-

keit für seine Rettung in der Not des Krieges. Es wurde kein Preisgedicht für einen Menschen, sondern ein Lob Gottes und seiner Offenbarungen. Die meisten Leser werden als Höhepunkt seiner Leistung dabei die Tatsache sehen, daß er hier den Einbruch des Göttlichen in den durch den schlichten Alltag begrenzten Menschen und in die äußere Gesetzmäßigkeit des natürlichen Ablaufs der Dinge schildert. Die rein persönliche Erfahrung eines unbedeutenden Mädchens bezwingt die ganze Umgebung, die kirchlichen und weltlichen Kreise. Nicht seine seelische Kraft, nicht die Macht der Suggestion bewirkt diese Veränderung, sondern die übernatürliche Tatsache, die wunderbare Erscheinung der allerseligsten Jungfrau in der Felsenhöhle von Massabielle. Dabei mögen, wie gesagt, die meisten Leser stehenbleiben. Uns selbst scheint die höchste Leistung des Dichters darin zu bestehen, daß er schildert, wie die kleine Bernadette über das Außerordentliche des Wunders wahrhaft hinauswächst in die Ordnung der Kirche, in die Verborgenheit des Klosterlebens, in das dunkle Opfer des Glaubens und der demütigen Hingabe an Gott. Die Menschlichkeiten kirchlicher Organisation, die Begrenztheiten religiöser Formen hüllen das eigentliche Geheimnis der sichtbaren Welt, das eigentliche Wunder dieser Erde ein: die Begegnung Gottes mit der menschlichen Seele im Mittler zwischen Himmel und Erde, dem Gottmenschen Jesus Christus.

Als zweites Beispiel sei „Das unauslöschliche Siegel“ von Elisabeth Langgässer genannt. Die sprachlich ebenso verschwenderische wie zügellose Dichterin erzählt von einem Menschen, der aus rein äußeren Gründen sich taufen läßt und damit in die objektive Gemeinschaft der Kirche eingeführt wird. Nunmehr ringen um seine Seele Gott, dessen unauslöschliches Siegel ihr eingeprägt wurde, und der Dämon der Weltverfallenheit, des Genusses, der Gier, der Gewalt und des Selbstbesitzes. Ein reines und geläutertes Kunstwerk können wir das Buch nicht nennen, dafür unterliegt Langgässer zu sehr dem Ansturm ihrer Bilderfülle, dem Hang zum Grausigen, Verführerischen und Gemeinen. Schließlich kann auch der Vorwurf nicht unausgesprochen bleiben, daß trotz der Beschwörung einer hl. Theresia von Lisieux oder eines hl. Benedikt Labre die Endsicht in der Anonymität gipfelt, während doch gerade die Gnade Schöpferin der wahren Persönlichkeit ist. Dabei bleibt bestehen, daß Gott und sein Widerpart als Mithandelnde eines irdischen Geschehens erscheinen, dem gerade sie — nicht die Kräfte der Natur und des Menschen — die eigentliche Gestalt geben.

Das ganze Werk der Gertrud von le Fort wird in seinem Sinn erst dann verstanden, wenn die übernatürliche und die natürliche Welt in eins gesehen werden. Erst beide zusammen machen den Schauplatz des Lebens aus. Die reine Humanität, die aus den Ruinen der Antike immer wieder neu sich formt, die Dynamik der Erdenkräfte, die Eingrenzung des Menschen auf sein, ach so halbes und unfertiges Ich, sind zwar Teil-

möglichkeiten des Weltbegreifens. Sie sind auch voll glühender Leidenschaften und berückender Fülle. Die versucherische Lockung des Bösen, daß dem Menschen „alles“ gegeben werde, besteht fort. Aber ihr Ende ist der Tod, der keine Auferstehung kennt, selbst wenn er in Schönheit kommt. Überdies ist es das Anliegen der Dichterin, zu zeigen, daß der gnadenhafte Mensch eine den Nächsten erlösende Aufgabe hat. Der Irrtum und der Einfluß des Bösen soll auch in andern, in der Menschengemeinschaft gebrochen werden, durch das Opfer der Selbstingabe, die nach dem Vorbild und in der Kraft der gekreuzigten Liebe Jesu Christi immer neu geleistet werden muß. Dies geschieht zwar im Einzelmenschen und durch den Einzelmenschen; er erscheint aber immer als Glied der Gemeinschaft, als Kind der Kirche, als Bürger des Reiches Gottes. Die Vollendung der Welt in der Erlösung des Menschengeschlechtes und der immer neuen Ankunft des Reiches ist eine Kette der Kämpfe, der Opfer und Siege.

Wer die Lage der Dichtung von heute überblickt, wird mit Recht von einer Erweiterung des dichterischen Raumes sprechen können. Stärker als je zuvor treten uns der echte Ruf der unerlösten Menschen im Realismus und Naturalismus der amerikanischen Romane, das Scheitern des sich selbst vergöttlichenden Menschen entgegen. Sie alle umfaßt die opfernde Liebe des Gläubigen, der, zwischen Himmel und Hölle gestellt, die Bedrohung des Bösen und die werbende Kraft und Erhöhung durch die Gnade sieht. Bedeutungsvoll ist dabei, daß in dem Realismus der Menschen des Advents der einzelne wie von der Flut des Schicksals fortgetrieben, ganz in der Gesellschaft aufgeht, im Idealismus der humanitären Dichtung der einzelne zwar als letztes Ziel gesehen wird, aber zerbricht. Die neue Dichtung aus dem Glauben hingegen läßt den einzelnen in, mit und durch die Gemeinschaft der Heiligen der Erlösung teilhaftig werden, der Erlösung, die zugleich menschliche Vollkommenheit wie Gotteskindschaft in Jesus Christus ist.

So scheint jetzt der Wunsch nach einer christlichen, ja katholischen Dichtung in Erfüllung zu gehen, wie sie Karl Muth vor vierzig Jahren gefordert hatte. In der Rückschau vermögen wir indes noch mehr zu sehen und den Bogen der geschichtlichen Entwicklung genauer zu erkennen. Indem wir von der Zeit des Barock und seiner dichterischen Leistung, von Bidermann etwa angefangen, und von der Wandlung des Stilgefühls bis zur Aufklärung und Hochklassik absehen, erkennen wir, wie in der Goethezeit der Humanismus sich entfaltet, das eigentlich Christliche aber fast vollkommen verschwunden ist. Die reinmenschliche Psalmendichtung etwa Wessenbergs ist völlig veräußerlicht und hat nichts mehr von der Kraft christlichen Geistes. Wohl sind im Werk Adalbert Stifters Christentum und Menschlichkeit zu schönem Bund vereint und hat die Droste für ihre Person den vollen Ton echter

Dichtung erklingen lassen. Aber im ganzen entsprach die christliche Dichtung dem Stande des religiösen Lebens, das unter dem Mehltau der Aufklärung schwach und farblos war.

Aus christlichem Geist formte zwar Christoph von Schmid fromme und liebliche Kindergeschichten, schrieb Ida von Hahn-Hahn nach ihrer Bekehrung apologetische Romane, erzählte Ferdinand von Brakel tapfer und innig aus katholischer Überlieferung; aber sie alle konnten doch keinen Anspruch auf echte Kunst erheben. Eine ganze Schar von biederen Männern und Frauen lieferten Erzählungen, Epen, Gedichte, die mit dem Wort Erbauungs- und Familienliteratur eigentlich zu Unrecht in Mißkredit gebracht worden sind. Eine innere Wahrhaftigkeit ist vielen dieser Werke eigen — ein Friedrich Wilhelm Weber wird von der zünftigen Wissenschaft immer noch verkannt —, aber dies alles wächst in einem umhegten Garten, der abgeschieden vom Streit der Zeit und den Bestrebungen und Auffassungen der „Kulturwelt“ sein Eigenleben führt. Wer sich einmal in diese Dichtungen und literarischen Erzeugnisse vertieft, wird das Urteil fällen, daß in langsamer Entwicklung, entsprechend dem Stärkerwerden und der Erneuerung des religiösen Geistes, Geschmack und Stil, Tiefe der Fragestellung, Ernst der Bewältigung des Lebens im Dichtwerk bedeutender werden. Aber alles bleibt doch der „Zeit“ eigentlich fern. Wir verstehen nur zu gut, wenn im Literaturstreit die ernste Auseinandersetzung mit dem säkularisierten Geist des 20. Jahrhunderts gefordert wurde, der im Gefolge Goethes das Humane zu ergründen und zu erhöhen suchte.

Karl Muth bedeutet eine Wende. Indes ist zu sagen und offen zu bekennen, daß seine Fanfare wohl bedeutendere Dichter befeuert haben, daß aber auch die Dichtung katholischen Willens weithin ins Humanistische abglitt und sich darum mühte, in der rechten psychologischen Analyse ihre Stoffe zu meistern.

Heute sieht der Dichter eine höhere Aufgabe, die wahrhaft objektive Welt zu gestalten, an der das Böse und sein Einpeitscher, der Geist des Widerspruchs wie die göttliche Gnadenführung Anteil haben. Psychologie, Kunst der Darstellung, Realismus sind Voraussetzungen, die verhältnismäßig leicht wiegen im Vergleich zu der Sicht der Wirklichkeit. Diese Schau ist nicht so sehr die Folge und das Ergebnis der Bestrebungen Muths und seiner Freunde; sie wuchs vielmehr aus der religiösen Tiefgründigkeit, die aus der Gesamtlage christlicher Gesinnung stammt. Die Erschütterung der Kulturwelt, der zu begegnen man als Ziel aufgestellt hatte, hat ebenso dazu beigetragen wie die innere Gläubigkeit, als deren Höhepunkt etwa die Corpus-Christi-Mystik oder die liturgische Bewegung genannt seien. Wem wieder die „pompa Diaboli“ des Taufritus und die Herrschaft der heiligsten Dreifaltigkeit volle Wirklichkeit geworden sind, der wird auch als Dichter die Welt anders gestalten. Der gläubige Christ sieht sich nicht mehr als einen Menschen, der außer den all-

gemeinen menschlichen Idealen eine private Sphäre hat, die Religion. Er wird getragen von dem sieghaften Bewußtsein, daß der kleinen Herde das Reich gegeben ist, das freilich nur im Kreuz gewonnen wird. In diesem Reich sind auch die natürlichen Werte beheimatet, haben ihren Rang und ihre Ordnung und müssen verteidigt und erobert werden. Gleich weit vom Spiritualismus wie vom Naturidealismus und Materialismus entfernt, hat auch der Dichter seine Stelle in der Mitte der sichtbaren und unsichtbaren Welt.

Wenn nicht alles täuscht, hat Muth selbst gegen Ende seines Lebens diese Einsicht gewonnen. Er würde wohl kaum dem Gedanken widersprechen, daß diese neue Dichtung und der erweiterte dichterische Raum mehr durch die innerkirchliche Entwicklung, die vor Jahren in ihrer Abgeschlossenheit zu erstarren schien, erobert wurde, als durch seine Forderung nach größerer Kulturfreudigkeit der Katholiken.

Es wäre ein Irrtum zu glauben, daß die christliche Dichtung ihr Ziel schon erreicht und ihre Vollendung gefunden hätte. Abgesehen davon, daß eine größere Gestaltungsmächtigkeit noch immer möglich ist, daß eine gewisse Unordnung und Ungeklärtheit, wie wir sie bei Elisabeth Langgässer festzustellen glaubten, eine bleibende Gefahr bilden, sehen wir einen besonderen Mangel in Folgendem: Bisher finden wir den Dichter hauptsächlich mit außerordentlichen Stoffen, mit zugespitzten Problemen beschäftigt. Das offbare Wunder, wie bei Werfel, die Gestaltung des letzten Opfers wie bei Gertrud von le Fort, die Begegnung mit der letzten Bosheit wie in der Erzählung „Die Gesichte des Johannes Bürling“ von Joseph Eschbach (vgl. diese Zeitschrift 142 [1948] 76) sind die Vorwürfe, die sich die Dichter wählen. Grenzsituationen sind gewiß berechtigt, und immer wird der Gegenstand der großen Kunst das große Schicksal und der große Mensch sein. Indessen ist der großen Kunst auch die große Einfachheit und die schlichte Abgeklärtheit eigen, als deren unvergängliche Meister immer ein Goethe und ein Stifter gelten werden. Franz Werfel erreicht, so will es uns scheinen, noch am meisten dieses Ziel. Wenn wir etwa fragen, durch welche Mittel er das Wunderbare uns nahebringt, werden wir die Antwort geben müssen, daß dies gerade die Selbstverständlichkeit und prunklose Natürlichkeit sind, mit der die Geschehnisse vor unserem Auge abrollen. Dem Dichter sind keine Höhen und keine Tiefen fremd, aber was sein Dichtertum ausmacht, ist nicht das Außerordentliche der Begebenheit, die er mitteilt. Was ihn vom Nichtdichter unterscheidet, ist das geistige Licht, die ruhige Innigkeit, die letzte Inbrunst. „Seine Freudigkeit müßte wie eine Frucht einem bloßen Sonnenstrahl entwachsen, die bloße Luft müßte die Kraft haben, ihn zu begeistern, Wasser müßte genügen, ihn trunken zu machen.“⁴

Es ist verständlich, daß in der chaotischen Unruhe unserer Tage die Grimmigkeit der Auseinandersetzung zwischen Licht und Finsternis den

⁴ Walter Bauer, Die Botschaft der Dichtung, in „Die Aussprache“, April 1948.

Dichter verführend bedroht. Aber das Wehen des Geistes, auch des Heiligen Geistes, hat sein eigenes Gesetz. Je tiefer sich die Dichtung ihres erweiterten Raumes bewußt wird, je sicherer sie aus der ganzen Wirklichkeit des Seins und Lebens aufkeimt, desto reiner und unscheinbarer wird sie auch im Alltag die ganze Wahrheit bezeugen, die aus Gott ist.

Zur Lage des freien Schulwesens

Von PAUL WESTHOFF

Die Unterscheidung zwischen öffentlichen und privaten Schulen reicht in der Geschichte des Schulwesens noch nicht sehr lange zurück. Bis zur Aufklärung hatte das kirchliche wie das städtische Schulwesen durchaus öffentlichen Charakter. Erst mit dem beherrschenden Auftreten des Staates in der Organisation der Schule, also etwa seit Beginn des 18. Jahrhunderts, wurde der Begriff der öffentlichen Schule scharf umrissen. Mit der Ausbildung solcher Schulen verband sich von Anfang an das Streben nach einem staatlichen Schulmonopol, was naturgemäß die Bevorrechnung der öffentlichen Schulen ebenso förderte wie die Nachordnung der sogenannten Privatschulen. Sätze wie der des § 1 Teil II Titel 12 des Preußischen Allgemeinen Landrechts von 1794: „Schulen sind Veranstaltungen des Staates“, spiegeln diese Tendenz deutlich wider.

Es wäre jedoch falsch, in diesem Grundsatz die Vollendung eines staatlichen Schulmonopols, etwa eines Monopols der Schulgründung durch den Staat, sehen zu wollen. Die genannte Vorschrift, die allerdings in den schulpolitischen Kämpfen vielfach mißdeutet und mißbraucht wurde, will im wesentlichen nichts anderes besagen, als daß dem Staat, und ihm allein (insbesondere nicht der Kirche), jenes Recht der Genehmigung, Beaufsichtigung und Leitung aller Schulen zusteht, das verwaltungsrechtlich unter dem Begriff Schulaufsicht zusammengefaßt wird¹. Das Allgemeine Landrecht kennt denn auch sowohl von Privaten unterhaltene Schulen wie Schulen von Korporationen, Stiftungen usw. Ebensowenig ist das Allgemeine Landrecht ein Hindernis gewesen für die Ausbildung eines reichgegliederten Schulwesens der Städte. § 8 Teil II Titel 12 des Allgemeinen Landrechts unterwirft die sogenannten „Privaterziehungs-“ sowie die „Pensionsanstalten“ der Genehmigungspflicht. Auf dieser Vorschrift beruht bis heute die Praxis der Unterrichtsverwaltung in Preußen und seinen Nachfolgeländern.

Unter den Begriff „Privaterziehungsanstalten“ wurden im Laufe der Zeit sehr verschiedene Arten von Schulen, Internaten usw. zusammengefaßt. Ein Überblick über den Stand wird zunächst einige Unterscheidungen zu treffen haben.

¹ Hierüber unterrichtet grundlegend Anschütz, Verfassungskunde für den Preußischen Staat, Berlin 1912, Seite 413 f.